

Interactive comment on “Vom Containerraum zur entgrenzten Welt – Raumbilder als sozialwissenschaftliche Leitbilder” by W. Lutz

W. Lutz

Received and published: 17 November 2006

Ich bedanke mich für die zu meinem Diskussionsartikel eingegangenen Kommentare (vgl. referee 2 und 3). Allen Hinweisen, die auf eine begriffliche Präzisierung, die Einarbeitung weiterführender Literatur oder die Korrektur von Fehlern in der Schreibweise hinauslaufen, werde ich versuchen nachzukommen. Dennoch sind Grundton und Stoßrichtung beider Kommentare recht unterschiedlich. Während in dem einem Kommentar von einem exzellenten Beitrag zu einer laufenden Diskussion gesprochen wird, beklagt der andere die fehlende Einbettung des papers in einen wissenschaftlichen Gesamtzusammenhang. Es gibt allerdings auch wesentliche Felder der Übereinstimmung: Kritisiert wird in beiden Rezensionen zum einen die mangelnde Repräsentativität der Bezüge auf den sozialwissenschaftlichen Diskurs, zum anderen die zu starke Simplifizierung in meiner Darstellung des Ansatzes von Beck. Diese Einwände sind

Full Screen / Esc

Printer-friendly Version

Interactive Discussion

Discussion Paper

jedoch in unterschiedliche Kritikkontexte eingeordnet, insofern scheint es mir angebracht, auf beide Rezensionen getrennt einzugehen.

Ich beginne mit referee 2:

Die von mir gewählte Methode, vermittelt über Exkurse in die Geschichte der Sozialwissenschaft etwas über die leistende Kraft der Raummetapher in Erfahrung zu bringen, wird als sehr effektive, zugleich aber als in der Repräsentativität der Bezüge stark begrenzte Methode charakterisiert. Unter anderem, so der Rezensent, wäre ein ergänzender Blick auf Luhmanns Sprache hilfreich gewesen. Ich wäre diesem Hinweis gern gefolgt, habe im Übrigen anderswo bereits zur Rolle der impliziten Raummetaphorik in Luhmanns Systemtheorie Stellung genommen (Luutz, 2005: 141ff), musste hier aber aus Platzgründen auf eine nochmalige Darstellung verzichten. Zweifellos wäre auch die Aufnahme weiterer repräsentativer sozialwissenschaftlicher Ansätze (von Durkheim und Weber über Elias bis zu Giddens und Castells) angezeigt gewesen, sie muss aber einer größeren Arbeit vorbehalten bleiben.

Zu meinem Umgang mit dem Ansatz von Beck werde ich weiter unten (im Rahmen der Auseinandersetzung mit referee 3) Stellung nehmen. Hier soll auf den zentralen Einwand der Rezension eingegangen werden. Er betrifft die Frage nach der *Relevanz* meiner Forderung nach (mehr) Reflexivität im Umgang der Sozialwissenschaften mit der Raummetaphorik: Zweifellos gibt es, wie im Kommentar betont wird, unterschiedliche Prioritäten bezogen auf die Frage, was so wichtig ist, dass man darüber schreiben sollte. Sind aber die Standards wissenschaftlichen Arbeitens („ethics of scholarly work“), wie der Kritiker zu meinen scheint, ebenso frei wählbar wie wissenschaftliche Themen? Und gehört nicht zum Standard des wissenschaftlichen Diskurses, darin sich vom Alltagsdiskurs und der politischen Publizistik sowie der Belletristik abhebend, vor allem, vor sich und anderen über die Mittel der Gewinnung von Wissen Rechenschaft ablegen zu können, also Reflexivität? Dass es sich dabei um ein normatives Ideal handelt, ist klar. Klar ist auch, dass die Grenzen zu anderen Diskurses fließend sind. Aber verliert die Wissenschaft ohne dieses Be-

harren auf solche Grenzen nicht einen Großteil ihrer sozialen Legitimation? Der Rezensent hält nun aber gänzlich andere „micro-ethics“ des wissenschaftlichen Arbeitens für möglich, innerhalb derer andere Prioritäten zu setzen wären. Umschrieben werden solche alternativen Ansätze in seinem Kommentar mit Stichworten wie „partisan knowledge“ (Wissen, das in nur partiell bewusster Weise produziert wird und nicht als solches präsentiert wird), oder „strategic essentialism“. Tatsächlich kann hier ohne weiteres eingeräumt werden, dass jedes wissenschaftliche Erkennen auf einer Reihe von vorbewussten, sich dem reflexiven Bemühungen des Erkenntnissubjekts entziehenden Voraussetzungen beruht. Solches „Vor-Wissen“ lässt sich als Bedingung der Möglichkeit von Wissen fassen; nicht zuletzt das meint ja der Begriff „Kultur“. Es wäre deshalb auch zu einfach, diesen Ansatz mit dem Verweis auf einen performativen Widerspruch, nämlich dass jeder, der Vorbewusstes/Hintergründiges als wichtig für wissenschaftliches Erkennen reklamiert, dieses Vorbewusste eben damit in den Status des Bewussten transformiert, zu erledigen. Ja, es gibt Grenzen der Reflexivität im sozialwissenschaftlichen Erkennen, uns allen bleiben bestimmte Annahmen im Rücken. Insofern habe ich übrigens nicht nur mehr Reflexivität im Umgang mit der Raummetaphorik eingefordert, sondern auch die Funktionalität von Raummetaphern im Rahmen von sozialen Wirklichkeitsdiskursen betont. Ohne Rückgriff auf eine irgendwie gesetzte soziale Wirklichkeit kommt keine empirische arbeitende Sozialwissenschaft aus; hierbei erfüllen Raumbilder wichtige Aufgaben. Eine Prise strategischen Essentialismus', um diesen Begriff aufzunehmen, scheint unvermeidlich. In den Blick genommen und damit in Frage gestellt werden folglich in der Regel auch nur die Wirklichkeit setzenden Raumbilder der anderen, konkurrierenden sozialwissenschaftlichen Schulen und Strömungen. Solche blinden Flecke, solche Grenzen der Reflexion sind überhaupt nur intersubjektiv und interkulturell zu überwinden. Wir brauchen das andere Subjekt/die andere Kultur als Korrektiv. Und damit komme ich zum - vom Kritiker vorgebrachten - Argument fehlender Relevanz der Analyse von Raumbildern zurück. Diese andere, korrigierende Sicht habe ich nun nämlich auch für das in den gegenwärtigen Sozialwissenschaften dominierende Entgrenzungsbild

eingefordert, das sich mit Unterstützung ökonomischer, massenmedialer und politischer Diskurse in unserer Zeit zu einem dichten, scheinbar unhintergehbaren Wirklichkeitsdispositiv verfestigt hat. Meine Argumentation war also wesentlich subtiler angelegt. Es ging mir über die Forderung nach mehr Reflexivität im Umgang mit der Raummetaphorik hinaus darum, andere Bilder der sozialen Welt und damit andere Wirklichkeitsdefinitionen als das der Entgrenzung im Spiel zu halten (vgl. S. 33 meines Textes). Ich würde mir wünschen, dass gerade über dieses Anliegen noch mehr gestritten wird.

Damit zu referee 3:

Die hier gegebene Einschätzung ist im Grundton wesentlich kritischer gehalten. Möglicherweise ist das bezogen auf einen Artikel wie dem meinen, der selbst so „engagiert“ zu Werke geht, auch nicht anders zu erwarten.

Zugestehen will ich zunächst, dass ich mit dem erhobenen Anspruch, mittels der Analyse von Raummetaphern bestimmte sozialontologische Voraussetzungen des zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Diskurses freizulegen, vielleicht etwas übers Ziel hinaus geschossen bin. Ein solches Anliegen ist im Rahmen eines Diskussionsartikels tatsächlich nur in exemplarischer Form einzulösen, wie der Rezensent richtig bemerkt. Dieser aufschließende, problemumreißende Charakter des Artikels wird in der Überarbeitung noch deutlicher herauszustellen sein. Ich war mir der Schwierigkeiten bei der Realisierung des Anliegens aber durchaus bewusst, eben deshalb habe ich ja den Weg des Exkurses gewählt (vgl. die Abschnitten 3 und 4 zu Simmel und Beck). Der Rezensent bewertet nun aber gerade dieses exemplarische Vorgehen sehr kritisch. Er moniert in diesem Zusammenhang die aus seiner Sicht (zu) schmale empirische Basis der Argumentation. Anmerken möchte ich dazu, dass die Wahl der Beispieltexthe keinesfalls so willkürlich war, wie der Rezensent mutmaßt. Wie im paper dargestellt, stehen die Texte beispielhaft nicht nur für unterschiedliche Zeiten und unterschiedliche soziologische Konzeptualisierungen von Gesellschaft, sondern für einen unterschiedlichen Umgang mit der Raumproblematik und –metaphorik. Es zeigt sich,

um es noch pointierter auszudrücken, dass man im Kontext der von mir verfolgten Fragestellungen von Simmel wesentlich mehr lernen kann als von Beck.

Dass hier nicht *der* gesamte sozialwissenschaftliche Diskurs auf der Anklagebank sitzt, ist nach dieser Präzisierung klar. Die dem Artikel zugrunde liegende These aber, dass der gegenwärtige sozialtheoretische mainstream stark durch das Bild der Entgrenzung geprägt wird – und zwar über unterschiedliche Ansätze und Disziplinen hinweg – ist aus meiner Sicht durch die Einwände des Rezensenten in der Substanz nicht entkräftet worden.

Damit zum Vorwurf der fehlenden Zur-Kennntnis-Nahme von bestimmter sozialwissenschaftlicher Literatur, speziell der Frage, warum ich mich auf die Soziologie und die Politikwissenschaft konzentriert habe. Ich könnte einfach auf mein Verständnis eines Diskussionsartikels verweisen, in dem die Gütekriterien Vollständigkeit und Ausgewogenheit von eher randständiger Bedeutung sind. Dem Leser 35 Textseiten zuzumuten, schien mir, gemessen an dieser Textsorte, mehr als genug. Dafür, dass ich unter der Überschrift „Analyse des zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Diskurses“ vor allem eine bestimmte soziologische Literatur herangezogen habe, während ich die sozialgeographische Debatte der letzten 15 Jahre zugegebenermaßen stiefmütterlich behandelt habe, gibt es dennoch wenigstens zwei gute inhaltliche Gründen: Zum einen hat das damit zu tun, dass ich die Sozialgeographen in ihrer Fachzeitschrift nicht über ihren eigenen Diskurs belehren wollte, sondern glaubte, ihn voraussetzen zu können. Der andere Grund hängt mit der von mir verfolgten These zusammen, dass in den letzten Jahrzehnten vor allem die Soziologie die sozialwissenschaftlichen Grundlagentheorien und breitenwirksamen Leitbildern geliefert hat. Und das bedeutet, dass die Sozialgeographie, so sie dann will, auf dem Umweg über die Analyse soziologischer Modelle auch etwas Substantielles über sich selbst erfährt. Dabei räume ich gerne ein, dass gerade in diesem Bereich viel Beachtenswertes erschienen ist, was mir schlicht entgangen ist oder was ich aus Platz- und Zeitgründen nicht mehr einarbeiten konnte. Was mich jedoch irritiert, ist, dass die Hauptstoßrich-

tung meines Artikels, ein unreflektierter, gegen Kritik sich immunisierender (sozialwissenschaftlicher) Entgrenzungsdiskurs, am dem die Sozialgeographie in den letzten Jahrzehnten – den Leitbildern des soziologischen mainstream folgend – durchaus Anteil hatte, gar keine Erwähnung findet. Es drängt sich der Eindruck auf, dass die vom Rezensenten für nötig erachtete Auseinandersetzung mit meinen Grundthesen auf einem Nebenschauplatz ausgetragen werden soll.

Zu einzelnen inhaltlichen Einwänden: Was die Kritik an der von mir eingeführten Klassifikation von Raummetaphern betrifft, so liegt hier möglicherweise einfach ein Missverständnis vor, das sich durch Präzisierung des Anliegens aus der Welt schaffen lässt. Zur Erinnerung: Mir ging es bei dieser Klassifikation ja vor allem um die Frage, woraus bestimmte Raumbilder ihre Plausibilität schöpfen, die sie für ihre Verwendung als weitgehend selbstverständliche sozialwissenschaftliche Leitmodelle geeignet macht. Die These war, dass das unter anderem mit ihrer „Erst-Verwendung“ in alltagsnahen Kontexten zu tun hat. In diesem Zusammenhang habe ich zwei Typen von Raummetaphern unterschieden, Körperraumschemata und alltagsnahe Gestalt- und Gegenstandstypen. Bei der Metapher des Fundaments beispielsweise, zur Klasse der Gestalt- und Gegenstandsschemata gehörend, handelt es sich aus meiner Sicht um ein solches alltagsnahe Raumbild. Eben deshalb vermag es aber auch im Rahmen bestimmter Sozialtheorien, etwa in Marx' Basis-Überbau-Schema, eine den sozialen Gegenstand prägende Kraft zu entwickeln. Was die Klasse c) betrifft – Raummetaphern, die anderen Wissenschaften entlehnt sind – resultiert hier die prägende Kraft dieser Metaphern daraus, dass sie bestimmten Leitwissenschaften entstammen, die in einer Epoche eine diskursübergreifende, zeitgeistprägende Wirkung haben. Das trifft beispielsweise auf solche Metaphern wie Organismus (Leitwissenschaft – Biologie) oder Netzwerk (Leitwissenschaft – Kybernetik) zu. Dass all diese hier angeführten Raumbildern *mehr* sind als *Raumbilder*, so ein weiterer Einwand des Rezensenten, will ich dabei gern einräumen. Die These, die ich verfolgt habe, lautet ja gerade: Nicht abstrakte, formale Raumbegriffe, etwa die der theoretischen Physik, sondern konkretistische, mit spezifischen Inhalten gefüllte („gegenständliche“) Raumbilder sind es, die in

den Sozialwissenschaften leitbildprägende Funktionen gewinnen. Mit der Kritik, dass ich doch gar keine „reinen“ Raumbilder und Raumeigenschaften untersuche, kann ich daher gut leben.

Eine etwas ausführlichere Replik scheint auf die Kritik an meiner zu einseitigen Beck-Rezeption notwendig. Richtig ist, hier stimme ich dem Rezensenten zu, dass Becks Hauptanliegen der Kampf gegen den methodologischen Nationalismus ist. Kritisiert wird von ihm ja vor allem die territoriale Orthodoxie des Politischen und Gesellschaftlichen, die mit dem nationalstaatlichen Projekt der ersten Moderne entstanden und kategorial/institutionell absolut gesetzt wurde (Beck, 1997: 26). Dieses Anliegen findet auch meine Unterstützung. Aber, so meine Kritik, an der ich festhalte: Beck schüttet das Kind mit dem Bade aus. Er arbeitet im Kontext seiner Globalisierungstheorie mit einem zu generellen Entgrenzungs- und Deterritorialisierungstheorem. Daher bleibt in seinem Ansatz die räumlich-territoriale Dimension heutiger, üblicherweise mit der Entgrenzungsmetapher charakterisierter sozialer Prozesse unterthematziert. Er kommt nicht über das von ihm monierte enge Verständnis von Territorialität hinaus und überprüft deshalb auch nicht, inwieweit man dieses Konzept aus seiner Verbindung mit dem nationalstaatlichen Containermodell lösen kann. Damit fehlt ihm auch die notwendige Sensibilität für neue territoriale Differenzierungen, die sich ausgehend von heutigen Globalisierungsprozessen ergeben.

Auf Grund welcher Prämissen es zu dieser empirischen wie theoretisch-konzeptionellen Engführung kommt, will ich hier noch mal kurz zusammenfassen:

Zugrunde liegt bei Beck zum einen eine überzogene Kritik am Containerraummodell von Staat und Gesellschaft. Einerseits muss man, wie ich im Artikel zu zeigen versucht habe, das Territorialitätskonzept von Macht und Gesellschaft nicht notwendigerweise allein auf die Container-Metaphorik gründen, andererseits kommt man bei der sozialwissenschaftlichen Analyse von Gesellschaften (einschließlich der Welt-Gesellschaft) gar nicht ohne diese Metaphorik aus.

In Frage zu stellen, zumindest aber abzuschwächen wäre aus meiner Sicht zweitens die von Beck und anderen sehr absolut formulierte These von der Globalisierung als Abstreifen nationalstaatlicher Fesseln (Beck, 1997: 16), als Erosion des Nationalstaates (Beck, 1997: 34). Andere Autoren weisen nämlich darauf hin, dass dem Territorialstaat im Zeitalter der Globalisierung als „Wettbewerbsstaat“, „aktivierendem“ bzw. „funktionalem Staat“ sogar neue Aufgaben zuwachsen (Böhret, 2004).

Weit übers Ziel hinaus schießt Beck drittens, wenn er die Globalisierung als erfahrbares Grenzenlos-Werden alltäglichen Handelns bestimmt (Beck, 1997: 45). Wie im Alltagshandeln unter heutigen Bedingungen räumliche Grenzziehungen fortwirken, hat in jüngster Vergangenheit die Sozialgeographin A. Schlottmann (2005) sehr überzeugend zeigen können.

Nicht einverstanden bin ich viertens mit Becks genereller Diagnose, besser wäre wohl von einem normativen Postulat zu sprechen, dass ein Kennzeichen der Globalisierung die Ortslosigkeit von Gesellschaft ist (Beck, 1997: 31), sich in der Weltgesellschaft die Verbindung von Ort und Gemeinschaft auflöst (Beck, 1997, 130). Seine Beispiele, etwa das der mexikanischen Immigranten in New York oder das der afrikanischen Einwanderer in London, zeigen aus meiner Sicht das genaue Gegenteil, nämlich die fortdauernde Bedeutung von örtlicher Nähe (erwähnt werden von Beck selbst „Straßenzüge“, „Sportklubs“ etc.) für soziale Zusammenschlüsse. Beck relativiert seine These zwar an anderer Stelle, in dem er einräumt, dass Globalisierung nicht nur Delokalisierung, sondern auch Relokalisierung bedeutet (Beck, 1997: 86), aber sein Deterritorialisierungsansatz bleibt dennoch bestimmend. Das findet seinen Ausdruck auch in seinem Konzept der Weltgesellschaft, in Abgrenzung zum alten Konzept der Welt im Sinne einer Summe von Nationalstaaten von ihm als nicht-territorial fixiert, nicht-integriert, nicht-exklusiv beschrieben (Beck, 1997: 175).

Viele offene Fragen sehe ich viertens auch im Zusammenhang mit seinem als Gegenmodell zum Containermodell von Staat und Gesellschaft entwickelten Konzept des Transnationalstaats (Beck, 1997: 185ff). Der Transnationalstaat wird von ihm aus-

[Full Screen / Esc](#)[Printer-friendly Version](#)[Interactive Discussion](#)[Discussion Paper](#)

drücklich als Nicht-Territorialstaat eingeführt. Es handelt sich, führt Beck aus, um eine einschließende Entgegensetzung in Form von Nischen, Orten, Provinzen der Weltgesellschaft. Für mich ist nun aber schwer vorstellbar, wie eine politische Einschließung jenseits des von Beck zu Recht abgelehnten Weltstaats ohne eine partielle Ausschließung/territoriale Grenzziehung möglich sein soll. Die Dilemmata einer über bloße Marktgemeinschaft hinausgehenden politischer Integration bei gleichzeitiger forcierter territorialer Erweiterung lassen sich anhand der bisherigen Versuche der Entwicklung der Europäischen Union zu einer handlungsfähigen politischen Gemeinschaft recht gut verfolgen.

Aus dieser Beck-Kritik leite ich die Schlussfolgerung ab – das konnte und wollte der hier zur Diskussion stehende Artikel allerdings nicht leisten – dass über eine Modifikation des Territorialitätskonzepts von Macht und Gesellschaft nachgedacht werden muss, die den, nur unzureichend mit der Entgrenzungsmetapher beschriebenen, neuen sozialen Realitäten gerecht wird. Bezeichnend ist, dass bisherige Ansätze alle mehr oder weniger bei einer abstrakten Negation des Alten verharren (siehe etwa die in der Literatur favorisierten Begriffe „De-Territorialisierung“, „De-Nationalisierung“, „Ent-Grenzung“). Normativ gesehen gilt es bei dieser Modifikation des Territorialitätskonzepts einen Weg zwischen Grenzenlosigkeit und Ausgrenzung zu finden (Schmitt-Egner, 1999).

Literatur:

Böhret, C.: Funktionaler Staat und Übergangsgesellschaft. In: Marschall, St.; Strünck, C. (Hrsg.): Grenzenlose Macht? Politik und Politikwissenschaft im Umbruch. Baden-Baden, 2004, S. 165-172.

Lutz, W.: Raum, Macht, Einheit. Sozialphilosophische und politiktheoretische Reflexionen. München, 2005.

Schlottmann, A.: RaumSprache. Ost-West-Differenzen in der Berichterstattung zur deutschen Einheit. Eine sozialgeographische Theorie. Stuttgart, 2005.

Schmitt-Egner, P.: Regionale Identität, transnationaler Regionalismus und europäische Kompetenz. Theoretische, methodische und normative Überlegungen zum Verhältnis von regionaler und europäischer Identität. In: Reese-Schäfer, W. (Hrsg.): Identität und Interesse. Der Diskurs der Identitätsforschung. Opladen, 1999, S. 129-158.

Interactive comment on Soc. Geogr. Discuss., 2, 179, 2006.

SGD

2, S75–S84, 2006

Interactive
Comment

Full Screen / Esc

Printer-friendly Version

Interactive Discussion

Discussion Paper